

Sonntagsblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 20.

Posen, den 17. Mai.

1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Fordon in Wort und Bild.

Von E. Ph.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Die Stadt Fordon war anfangs eine „königliche Stadt“, das heißt bekanntlich, sie wurde von einem Könige begründet und hatte keinen anderen Herrn als diesen über sich. Wladislaw II., König von Polen, verlieh ihr unter dem 3. Juli 1424 das Stadtrecht. — Vergewärtigt man sich die näheren Umstände bei der Gründung der Stadt, ihre bevorzugte Lage nahe dem Einfluß der Brabe in die Weichsel, die Nähe der ehemaligen Feste Wissegrod, so findet man es unbegreiflich, daß der Platz

es vormals nie zur rechten Blüthe gebracht hat. Es gab zwar eine Zeit, in der Fordon eine größere Einwohnerzahl als viele andere Städte des Regedistrikts hatte — noch im Jahre 1772 zählte es 800

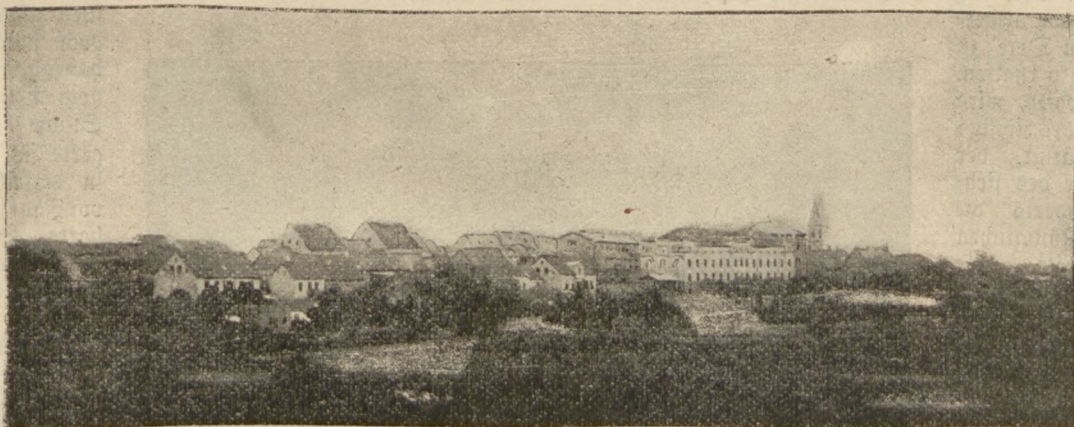
Einwohner, während Bromberg nur ca. 500 aufzuweisen hatte —

aber die Entwicklung der anderen Städte, insbesondere Brombergs, ging später mit Riesenschritten vorwärts und das Wachstum der Großstadt war der Ausbreitung von Fordon eher hindernd als fördernd.

Die Privilegien, die Wladislaw der Stadt verlieh, waren weitgehender als die der anderen Städte jener Zeit. Das Magdeburger Recht sollte maßgebend sein und kein Reichsbeamter Gewalt über sie haben. Die Rechtsurkunden konnte sich die Stadt selbst aufstellen, während Maas und Gewicht in derselben Weise gelten sollte wie im Culmer Lande. Die Bürger hatten das Recht, eine Strecke der Brabe zu benutzen, Mühlen in ihr anzulegen und Bauholz aus den königlichen Waldungen zu holen. Außerdem wurde bestimmt, daß Fahrzeuge ungehindert in die Stadt kommen durften, hier jedoch anlegen mußten. Der Handel sollte frei sein wie in Thorn. Auch durften die Bürger auf der Weichsel frei nach Thorn schiffen. Ferner blieb es dem Stadtvogte überlassen, je zwei Bänke für Fleischerei, Bäckerei, Schusterei

und Fischerei einzurichten, den Bürgern aber war der Fischfang in der Brabe bezw. der Weichsel bis nach Strelno hin freigegeben. — Es ist daraus schon zu ersehen, daß der König der neugegründeten Stadt sehr wohlwollend gegenüberstand. Zum Theil läßt sich dies damit erklären, daß die Nähe der Grenze eine gesicherte Stellung erforderte; der König that indessen mehr als hierzu nöthig war für Fordon. Vier Inseln in der Weichsel und die Dörfer Wissegrod, Koston, Pakz und Sirk wurden der

Stadt verliehen. Bei Sirk ließ der König sogar eine feste Brücke über die Weichsel schlagen und ein Bollwerk erbauen und für alle diese Wohlthaten hatte die Stadt dem Könige am Tage des St. Martin 40 Mark Steuern zu entrichten. Vierzig Mark war damals selbstverständlich ein viel



Fordon aus der Vogelperspektive.

werthvollerer Betrag als bei der heutigen Werthschätzung, immerhin konnte die Stadt mit dieser „Steuereinschätzung“ sehr zufrieden sein. — In der Gründungsurkunde wird auch einer Stadtschule gedacht, was Wuttke in seinem Städtebuch als merkwürdig bezeichnet. Der Pfarrer und der Rath sollten zusammen den Schulmeister ernennen, die Stadt selbstverständlich das Schulhaus erbauen. Diese Privilegien sicherten der Stadt nahezu ein Emporbühen, insbesondere was dem Handel eine überaus günstige Perspektive eröffnete.

Nicht lange blieb Fordon eine königliche Stadt. Schon im Jahre 1441 kam es unter andere Oberhoheit. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen jener Zeit, der Begünstigung der einzelnen Reichsgroßen durch den Herrscher, war es nichts Seltenes, daß diese ihren Günstlingen ganze Distrikte schenkten oder aber, wenn der Herrscher unter finanziellen Schwierigkeiten zu leiden hatte, daß Städte, Festungen etc. den Geldmännern einfach verpfändet wurden. So geschah es auch mit Fordon. Es wurde

zunächst dem Nikolaus von Stiborze verpfändet, dann kam es in Gemeinschaft mit Bromberg, Gniskowo, Schuliz und Ischemeschno an einen Koczelec, dessen Geschlecht es (nach Buttke) noch im Jahre 1515 beherrschte. — Bei dem Mangel an Urkunden läßt sich nicht mehr feststellen, wenn Fordon wieder unmitttelbar wurde. Die Zeit, die die Stadt unter der Oberhoheit der verschiedenen Machthaber verbrachte, hatte ihr anscheinend nicht zum Vortheil gereicht, denn in der Folge verlor sie an Bedeutung. Da vollzog sich auch in dieser Gegend ein kultureller

Rückgang und was vielen anderen Städten geschadet, brachte Fordon ungeahnte Vortheile. Ich meine die Juden-Ausweisungen aus den Städten und die erneute Beschränkung der Rechte der Juden.

Es paßt nicht in den Rahmen

dieses Städtebildes, die Ursache und die Entwicklung der Judenverfolgungen zu schildern. Bromberg ahmte nur das Beispiel anderer Städte nach, als es den dortigen Juden mit Genehmigung oder auf Verreiben des derzeitigen Königs (Sigismund) den Aufenthalt in seinen Mauern während der Nacht verbot. Die Maßregel ist charakteristisch für die Auffassung der leitenden Männer jener Zeit. Die Juden durften nicht in Bromberg wohnen; weil sie aber in mancher Beziehung unentbehrlich geworden waren, gestattete man ihnen am Tage Geschäfte zu machen. Die Folge hiervon war, daß die Bromberger Juden sich in dem nahegelegenen Fordon niederließen und diesem Orte zu einiger Bedeutung verhelfen. Daß die Stadt gedieh, wird durch einen Erlaß des Königs Wladislaw bestätigt, der hier um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Einrichtung einer königlichen Zollstätte genehmigte.

Eine Plünderung hatte Fordon im Jahre 1656 auszuhalten. Als nämlich im zweiten Schwedenkriege die Schweden unter General Horn das kulmische Aufgebot besiegten überfielen sie Fordon und raubten es aus. Einige Jahrzehnte später erhielt die Stadt einen neuen Freibrief, der im wesentlichen wohl die ersten Bestimmungen enthalten haben mag. Ob ihr gerade die Bestimmung Segen gebracht hat, daß alle

Schiffe hier anlegen mußten, ist mit Recht anzuzweifeln. Für viele mußte es einen Zwang bedeuten und mancher Kahn wird Umwege nicht gescheut haben, um in Fordon nicht anlegen zu brauchen. Andererseits aber wurden der Stadt auch Vortheile zu theil, insofern nämlich, als die Kaufleute hier gleich ihre Waaren abzusetzen suchten, was besonders bei dem Getreidehandel geschah, der zeitweise in Fordon ganz bedeutend war. Die Handelsinteressen von Fordon verhinderte wahrscheinlich eine Bevorzugung des Handwerks. Der lokale Marktverkehr scheint deshalb dort nicht bedeutend gewesen zu sein. Dafür spricht die Ver-

zichtsleistung der Stadt auf ihre vier Jahrmärkte, die sie um eine Tonne Bier der Ortschaft Nischawa abtrat. Thatsächlich hat das Uebereinkommen zwischen Fordon und Nischawa eine zeitlang bestanden. Nischawa hatte die Jahrmärkte und die Fordoner bekamen ihr Bier. Was läßt sich dagegen sagen? —

Das preußische Regiment, unter welches Fordon im Jahre 1772 gelangte, hat auch hier in manchem Wandel geschaffen. Die Stadt erhielt ein Central-Grenzzollamt, welches sämmtlichen Zoll- und Accise-Ämtern im Neze-Distrikt, dem Pomerellen und dem Culm-

schen Gebiete übergeordnet war.

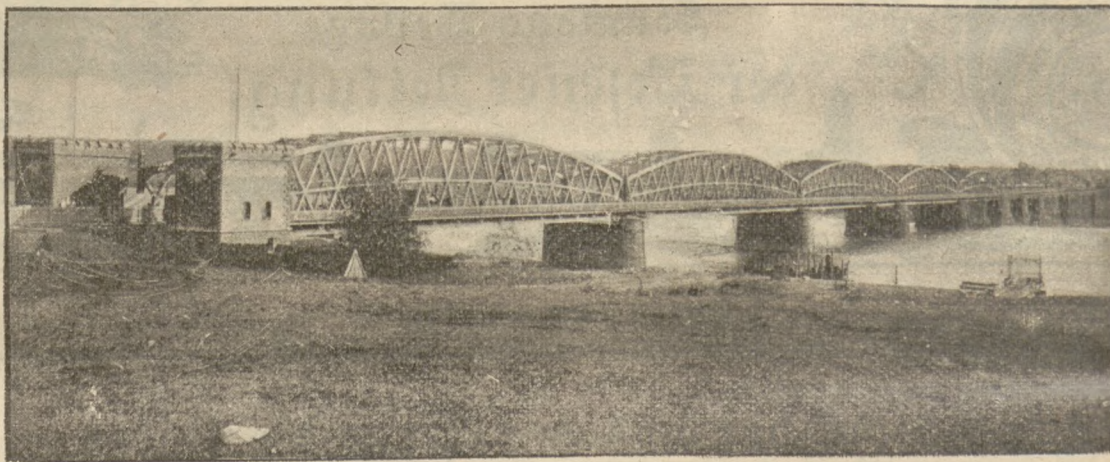
Hier wurde die Steuer erhoben von allen Kähen zc., was für Fordon natürlich von großem Vortheile war. Zeitweise hatten die Städte (nach Golde) das Aussehen einer Handelsstadt an der See. Leider

blieb die Zollabfertigungsstelle nicht lange in Fordon. Im Jahre 1794 wurde sie verlegt.

Die Einwohnerzahl von Fordon betrug im Jahre 1772: 800, 1788: 845, 1816 schon 1757. Die Zahl der Feuerstellen hatte in gleichem Maße zugenommen. 1788 zählte man 136 Häuser, 1816 schon 196 Feuerstellen. Die Stadt hatte sich also bis dahin ganz gut entwickelt. Da that das furchtbarste Element, das Feuer, ihrem weiteren Wachsthum Einhalt. 1826 brannte der größte Theil der Stadt ab und der Wiederaufbau fiel nur mangelhaft aus. Die Einwohnerzahl stieg zwar 1837 auf 2409, doch nahm Fordons Wohlhabenheit ab. Als später noch Cholera-Epidemien die Stadt heimsuchten, verringerte sich die Einwohnerzahl in derselben Weise wie sie vor Jahrzehnten zugenommen hatte. Wohlhabende Kaufleute verließen die Stadt, die Bauhätigkeit war gleich null und es kam vor, daß man bestehende Gebäude „der Einfachheit halber“ verfallen ließ. 1843 betrug die Einwohnerzahl noch 2066, 1861 erreichte sie den niedrigsten Stand im 19. Jahrhundert mit 1767.

Wir haben von jetzt ab eine Hebung der Stadt zu verzeichnen. Geebnete Wege nach Bromberg und Culm trugen zur Belebung des Verkehrs bei. Der Staat erwartete

die Gebäude des ehemaligen Central-Zollamts und richtete dort eine Strafanstalt für Frauen ein. Am wesentlichsten war indessen die Errichtung einer fliegenden Fähre über die Weichsel, zu der sich die Regierung in den nebziger Jahren entschloß. Durch diese wurde der Verkehr über die Weichsel erleichtert, wengleich sie eine Eisenbahn-Verbindung nicht ersetzen konnte. Als deshalb die Mittel für eine Secundärbahn-Verbindung zwischen Bromberg und Fordon bewilligt wurden, hatte diese Stadt Ursache zufrieden zu sein, denn es war vorauszusehen, daß die Weiterführung der Bahn auf dem jenseitigen Weichselufer nur eine Frage der Zeit sein



Die große Weichselbrücke bei Fordon.



Schloß Ostromeksko.

konnte. 1891 wurde die Forderer Weichselbrücke in Angriff genommen, nachdem von den verschiedenen Projekten für dieses große Unternehmen das geeignetste herausgefunden worden war. In verhältnißmäßig kurzer Zeit, im Oktober 1893, konnte die Brücke, ein überaus stolzes Bauwerk, fertiggestellt werden. Heute, wo wir uns an ihren Anblick gewöhnt haben, sind wir geneigt, die Schwierigkeiten dieses Baues zu unterschätzen, aber facta loquuntur. Die Weichselbrücke bei Fordon ist die längste sämmtlicher Weichselbrücken und auf dem ganzen europäischen Festlande giebt es nur zwei, die sie an Größe übertreffen. Ihre 1320 Meter Länge stellen sie jedoch diesen Bauwerken, der Brücke über den Firth of Forth bei Edinburg und der Donaubrücke bei Eschernadovo in Rumänien, als ebenbürtig zur Seite. Die Brücke nimmt ihre Richtung von Nordwest nach Südost und im rechten Winkel zur Stromrichtung. Ihr stärkster Theil ist der kleine nordweiliche, weil sie dort der starken Strömung am meisten ausgesetzt ist. Die Gesamtzahl der Pfeiler beträgt neunzehn. — Acht Millionen Kilogramm wiegt der Oberbau, der ganz aus Stahl konstruirt ist und zehn Millionen Mark hat ihr Bau gekostet. Diese Zahlen reden für sich allein. Für den Bau waren hauptsächlich strategische Zwecke maßgebend, doch dient die hergestellte Verbindung in hervorragender Weise auch

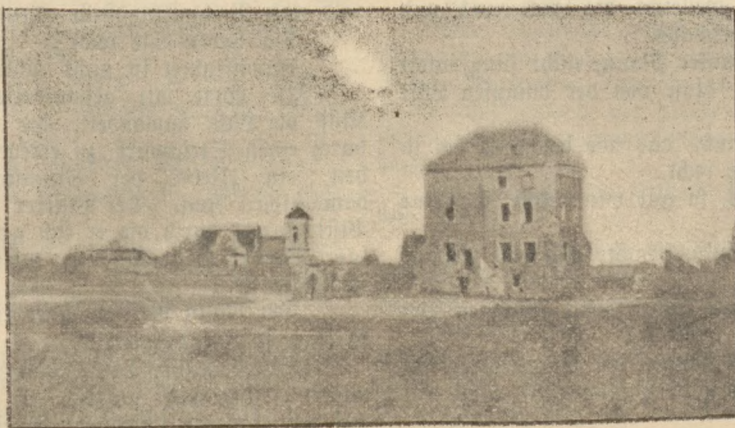
merkantilen Unternehmungen. Die Stadt Fordon gleicht jetzt in ihrem Aussehen vielen anderen kleinen Städten der Provinz. Im Jahre 1895 wurden dort 2310 Einwohner gezählt. Sie hat eine reizende Umgebung, die vielen Brombergern als Ausflugsort dient. Nahe an Fordon liegt die Besitzung des Grafen von Alvensleben, der im vorigen Jahre die Ehre hatte den deutschen Kaiser bei sich zu sehen. Eine vorzügliche Ansicht des Schlosses Dstromezko bietet unser Bild. Werkzeihen aus der Vergangenheit bietet Fordon und Gegend wenig oder garnicht. Ihr Schulwesen und die Kommunalverwaltung sind der fortschreitenden Zeit entsprechend organisiert worden und wenn nicht alle Zeichen trügen, geht die Stadt einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen. Es bleibt mir noch übrig, zu erwähnen, daß der Name für die Stadt von der Furt über den Fluß (Forda) genommen wurde. Eine zeitlang hieß der Ort auch Jordan. Die Bahnverbindung geht nach der einen Seite nach Bromberg, nach der anderen nach Culmsee und Schönsee. Möge der Verkehr den günstigen Verhältnissen entsprechend sich zum Wohle der Stadt noch weiter ausbreiten.

Benutzt wurde Buttk: Städtebuch und zu einem kleinen Theile auch andere kleinere Schriften.

Gollantsch in Wort und Bild.

Von E. Alexander.

Wann Gollantsch gegründet worden ist, läßt sich nicht nachweisen, da Urkunden darüber nicht vorhanden sind. Der Namen Thomislau de Golańcz, Dobeslaus von Golańcza und Jacobus Cusz de Golańcza als Erbbesitzer de Golańcza wird in den Jahren 1352—1370 Erwähnung gethan; im Jahre 1384 gelangte die Stadt in den Besitz des erwähnten Dobeslaus. Später fand eine Theilung des Besitzthums statt; die Besitzer nahmen dann den Namen Golanęcki an und nannten sich „Erbherren der Stadt“. Sie erbauten eine Burg zu ihrer Residenz, deren Ruine nebst Umfassungsmauern heute noch stehen. Durch eine Heirath der Erbherrin von Golańcza ging im Jahre 1469 der Besitz der Stadt Golańcza und der Güter Liminice Stupowo, Chwaliszewo, Kostumbowo, Ryłowo, Brzostowo und Borowo an den Chemann Matthias von Grudzinski über. Um diese Zeit erbaute der neue Erbherr ein Hospital. Als im Jahre 1656 der schwedisch-polnische Krieg ausbrach, stand in Golańcza eine bedeutende



Gollantsch.

Schaar von Edelleuten und Bauern, bewaffnet mit Hengabeln, Senfen und Aexten. Der Kampf mit den Schweden war hartnäckig und blutig. Die Polen mußten endlich unterliegen und zogen sich in die Burg zurück, doch die Schweden schossen die Palissaden nieder, erstürmten die Gräben, bemächtigten sich des Hofraumes und machten alle B. lagerten nieder. Es kamen in diesem „Sturm bei Golańcza“ 450 Personen ums Leben, darunter zwei Priester.

Im Jahre 1701 gründete Martin auf Smogulec-Smogulecki, Starost von Rakel, Sohn des verstorbenen Abrah von Smogulecki, Erbherr der Wojwodtschaft Kalisch und der im Kreise Kopyna belegenen Güter, ein Bernhardinerkloster nebst einer massiv gebauten Kirche in der Stadt Gollantsch. Im Jahre 1703 überwies Martin v. Smogulecki als General-Syndikus des Bernhardinerklosters demselben die Summe von 15000 Gulden zur Einrichtung eines Konvents und zur Erweiterung der Kirche.

Im Jahre 1730 wechselte die Stadt wieder ihren Besitzer und kam mit den Gütern Chawłodno, Jesiorke, Potulin, Choyna, Smolary, Krzyżanki, Adamiers, Mostki, Zelen und Rudki, sowie den Mühlen Prostkowski und Mieski für die Summe von 260 000 Gulden poln. in die Hände des Hofsjägers von Kalizo. Nicht

lange aber konnte letzterer die Herrschaft behaupten, denn kurze Zeit darauf verpfändete er Gollantsch für 100 000 Gulden an Josef auf Wraça-Zajaczek und die übrigen genannten Güter gingen für den Kaufpreis von 470 000 Gulden an Matthias von Mielczynski über. Die zweite katholische Parochialkirche wurde unter diesen Herren im Jahre 1769 erbaut. Der neue Erbherr

Matthias von Mielczynski förderte die Industrie der Stadt, errichtete Tuchwalken, wofür er sich eine Abgabe zahlen ließ und begünstigte das Vereinswesen. Er gründete im Jahre 1777 die Schützengilde, die noch heute besteht; dieselbe besitzt korporative Rechte und hat als Eigenthum eine Wiese, auf welcher jährlich das Schützenfest abgehalten wird.

Bei der eriten Theilung Polens, im Jahre 1772 wurde Gollantsch preussisch; damals zählte es 600 Einwohner und zwar 320 katholische, 151 lutherische und 121 jüdische. Aus dem Jahre 1812 wird eine Exekution erzählt, die der französische Marschall Davoust

auf dem Zuge nach Rußland an dem hiesigen Bürgermeister Schattschneider vollziehen ließ, weil dieser den preussischen Truppen Magazinvorräthe oder wie andererseits behauptet wird Rekruten nachgeschickt haben soll. Damals befand sich noch kein Franzose in der Provinz; der Einmarsch wurde erst erwartet. Als Marschall Davoust hier angekommen, wurde ihm ein Festmahl bereitet. Bei demselben sprach man von Schritten des Ddrzkoer Bürgermeisters; dabei ist wahrscheinlich auch bemerkt worden, daß der Bürgermeister Schattschneider Rekruten der preussischen Armee nachgeschickt habe. Darauf ließ der Marschall Davoust den Bürgermeister Schattschneider sofort verhaften und mit einem Fuhrwerk nach Posen schaffen, wo er binnen 48 Stunden erschossen wurde. Mit dieser Nachricht kamen seine Begleiter nach drei Tagen zurück. General Graf Mielcinski, Besitzer der Herrschaft Gollantsch, der sich nach der Verhaftung sofort für Schattschneider verwandte, erlangte auch seine Begnadigung; jedoch in dem Augenblick, als sich der mit dem Begnadigungsbriefe abgesandte Bote durch die dichte Menschenmenge auf dem Richtplatze drängte, wurde auf den Nichtschuldigen gefeuert.

Eine der ältesten Gemeinden ist die hiesige jüdische; ihr Bestehen datirt ungefähr von 1685 her. Im Jahre 1763 wurde

ihr Bethaus kaufällig. Die Gemeinde erhielt auf Grund einer alten Bewilligung die Erlaubniß zu einem Neubau und dazu sogar ein Darlehn von 4000 Gulden von der Brüdergemeinde des Rosenkranzes und zwar auf den Namen des damaligen Vorstehers Marek Smol.

Die evangelische Gemeinde Gollantsch besteht als selbstständige Gemeinde seit Ende des Jahres 1830. Früher wurden die Evangelischen in Margonin pastorirt; erst im Jahre 1830 erfolgte die Anstellung eines evangelischen Geistlichen in Gollantsch, dem der König mittels Kabinettsordre 250 Thaler, sowie freie Wohnung im Klostergebäude und 3 Morgen Gartenland bewilligte. Erster Pfarrer in Gollantsch war der Predigtamtskandidat Kolbe aus Nidleburg bei Frankenstein. Die Andachten wurden zunächst in Privathäusern abgehalten, da die Gemeinde eine Kirche noch nicht besaß. Nach dem Aussterben der Mönche im Bernhardinerkloster bat die Kirchengemeinde den Landesherren um Ueberlassung der Klosterkirche und diese wurde gewährt. Am 15. September 1833 hielten die Evangelischen die erste Andacht in dieser Kirche ab. Das führte zu sehr erregten Scenen zwischen den beiden christlichen Konfessionen; es mußte Militär in die Stadt gelegt werden, welches die Ruhe wieder herstellte. Pfarrer Kolbe sie-

delte dann nach Wongrowitz über und kam nur zu den Amtshandlungen nach hier. Als im Jahre 1845 Wongrowitz eine selbstständige Parochie wurde, übernahm er diese und der Predigtamtskandidat und Rektor Belke aus Rogasen wurde in Gollantsch als Pfarrer angestellt. Sein Nachfolger war Pastor Willaret, welcher die ersten Schritte zur Erbauung eines Pfarrhauses unternahm.

Von den Wirren des Jahres 1848 blieb auch Gollantsch nicht verschont. Herr v. Treskow auf Grocholin sandte ein Freikorps, welches die Stadt schützte; später kam militärische Besatzung.

Die Stadt Gollantsch hatte drei Schulen: eine evangelische, eine katholische und eine jüdische; Ende der siebziger Jahre lösten sich die drei konfessionellen Schulen auf und es wurde eine paritätische Schule begründet. An derselben wirkten 6 Lehrer: drei katholische, 2 evangelische und 1 jüdischer. Die Schulgemeinde erbaute ein stattliches Schulhaus, welches im Jahre 1881 eingeweiht wurde. Patron der Kirche und Schule ist Graf v. Czapski-Hutten auf Smogulec.

Gollantsch hatte bei der Volkszählung im Jahre 1895 eine Einwohnerchaft von 1088 Seelen.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. Glau.

(Nachdruck verboten.)

Sieghafte Frühlingsgötter schlagen des Winters graue Dämonen in die Flucht. Ihr Jubelruf: Es werde! weckt alles, was Lust am Leben hat.

Aber — der greise Pfarrer von Sunderow ist — todt, das morsche Pfarrdach will lebensmüde hinter dem Abschiede zusammensinken. Der Gemeinderath erwägt die Thatsache sammt der Frage: erst bauen und dann wählen? oder — umgekehrt. Lang hin — lang her! sie wollen bauen.

Ein junger Vertreter füllte vielleicht die Lücke aus und schickte sich in die Zeit. Und so geschahs.

Der Vikar war da — ein schlanker Mann, nicht jung, nicht alt, gebückt vom steten Grübeln, blaß von der dumpfen Luft seiner vielen alten Bücher.

Ihm war das kaufällige Haus, das wie beschämt sich in ein wildes Gärtchen drückte, gerade recht.

Er brauchte für sich — nichts, so gut wie nichts, für seine Zwecke Ruhe, nichts wie Ruhe.

Eine Schwester, Schwester Ursula, brachte ihm eine mäßige Wirthschaft zu und blieb bei ihm.

Sie hatte von beiden den festeren Schritt, die rascheren Bewegungen.

Kaum war eine Woche um, so standen die Sunderower am Pfarrhaus still und fanden: 'nen bessern Pastor gäb's nicht auf dieser Welt. — — —

„Ilse!“ rief Tante Sophie durch die offene Glasthür, die aus dem Wohnzimmer auf die Veranda führte, „— unser verehrter Herr Pfarrer!“

Ilse legte den Bastfaden aus der Hand, drückte eine gelockerte Haarnadel etwas fester und trat rasch ins Zimmer. Unter dem Eindruck des Plötzlichen erröthend, stand sie vor dem jungen Geistlichen still, an dem nichts aw'iel — gar nichts — höchstens ein schmales Streifen Weiß über dem schwarzen Kragen. „Meine Nichte Ilse — Herr Pfarrer Hellbach“, sagte Tante Sophie.

Der Pfarrer verneigte sich kaum, sondern reichte Ilsen unbefangen sicher die Hand.

„Wir müssen das Band der Bekanntschaft gleich fester knüpfen, Baronin“, sagte er lächelnd — es war das eigenartig sonnige, erwärmende Lächeln eines harmonischen Gemüthes, die Augen prüften fast neugierig, „wir werden sechs Monate mit besseren und tieferen Interessen auf einander angewiesen sein, als solche der Verkehr sonst erheischt.“

„Sie haben die Dauer Ihres Aufenthalts bei uns wirklich so fest bestimmt, Herr Pfarrer?“ bemerkte Tante Sophie.

„Unwiderruflich, gnädige Frau! Ich gehe von hier im Auftrag der Mission fort — nach Zanzibar.“

„Wie unternehmend, wie interessant! — — — ich bitt —“ Tante Sophie hatte den Gast auf die Veranda geleitet — durch

eine Handbewegung zum Niedersitzen eingeladen. Das Gespräch verweilte bei dem Gegenstande.

„Ich halte doch die Aufgabe für unsäglich schwer“, bemerkte Tante Sophie.

„Der innere Beruf ist Gottes Stimme“, versetzte der Pfarrer, Ueberzeugungstreue und unergründliche Zufriedenheit aus den Augen strahlend, die groß und ruhig zu den braunen Stämmen und dichten Laubkronen hinüberblickten, auf denen sich Sonnen- gold und Nachmittagsstille wiegten.

„Da haben Sie recht — indeß —“

„Unwissenheit ist nicht schlimmer als Gleichgültigkeit —.“

Ilse hörte mit gesammelter Aufmerksamkeit zu. Wie ein Kind die Lust anwandelt, die spiegelglatte Fläche eines Sees durch einen Steinwurf zu erregen, so weckt zielbewußte Sicherheit, ein „Ueber der Situation“ in dem Unfertigen einen dämonischen Zug. Der Pfarrer war längst fort. Ilse hielt die Visitenkarte, durch die er sich gemeldet hatte, in der Hand und las „Werner Hellbach“ — zuletzt mechanisch; der Pfarrer beschäftigte sie.

„Der Mann verfügte über eine Ruhe — über einen Willen, so klar, so unentwegbar!“

„Sorge dafür, Tante, daß Papa den Besuch recht bald erwidert“, fing Ilse plötzlich an und gab der Tante einen Kuß auf den glänzend schwarzen Scheitel, „— willst Du?“

„Gewiß — versteht sich eigentlich von selbst, liebes Kind.“

„Und dann, Herzenstante, noch eins: ich habe unsagbar große Lust“ — sie drückte einen zweiten, flüchtigen Kuß auf dieselbe Stelle und verborg dahinter einen Anflug von Verlegenheit, „— unsagbar große Lust mit Pfarrer Hellbach die — Iliade zu lesen! Es ist so ein großer, großer Herzenswunsch, süßes Tantchen! Josepha kennt die Iliade längst — — sprich Du mit Papa — Sorge für mich, Tantchen!“

Die Küsse waren mehr geworden — in rascher Aufeinanderfolge — flüchtiger.

Zuletzt sah Ilse der Tante treuherzig in die Augen wie ein Kind, das es aufgibt, sich zu verstellen und seine Bitte in die einfachste Form prägt.

„Der Pfarrer Hellbach interessirt mich, Tantchen“, sagte sie zuletzt, „ich möchte von seiner grundlosen Gelehrsamkeit ein ganz klein wenig profitiren.“

Im Park lagerten Schatten, der schmale Lichtstreifen in der Fenstervertiefung ward immer kleiner, die Dämmerung stumpfte alle Ecken ab, löschte alle Farben aus.

Tante Sophie — es war der Rufname der Frau von Schwahn in Schloß Brüßow — hatte noch immer ihren Platz in einer der Fensternischen inne. Die Handarbeit vergessen im Schooß, blickte sie unruhig in den verdämmernenden Park und horchte dabei auf jedes Geräusch über ihrem Kopfe.

Die bronzene Uhr auf dem Kaminsims hob klirrend zu drei hellen Schlägen aus.

„Warten Sie nur ein Viertelstündchen, Sie haben noch Zeit, lieber Joachim“, wandte sich Tante Sophie plötzlich an einen jungen Mann, des blonden Kopf die Gluth des Kamins in scharfem Umriß aus dem Zwieltich hob, der bei den Schlägen der Uhr aufblickte, und das Zeitungsblatt ungeduldig in einen neuen Kniff fügte, „die vorgesezte Zeit muß gleich zu Ende sein.“

Trotzdem sie ruhig sprach, sah sie unruhig zu ihm hinüber. „Werden diese — Vorlesungen öfter sein?“ fragte er kurz, nicht ausblickend, mit krauser Stirn.

„Geben wir dem Dinge doch nicht einen so hochtrabenden Namen“, sagte Tante Sophie begütigend, „der Herr Pfarrer hat die Freundlichkeit —“

„Höchst überflüssige Bemühung,“ unterbrach sie Joachim halb laut, eine Bemerkung zu seiner eigenen Erleichterung, warf das Zeitungsblatt stimmungsvoll nachdrücklich auf das Bauern-tischchen und stand auf. Die Hände auf dem Rücken ineinander geschlagen, ging er langsam hin und her.

Tante Sophie ließ es ein Weilchen geschehen.

„Gönnen Sie ihr nur das Vergnügen, lieber Joachim“, fing Tante Sophie vorsichtig, mit einem gewinnenden Lächeln von Neuem an, „einem begabten Mädchen wie Ilse sind geistige Anregungen ein Bedürfnis, sie dürstet darnach.“

Joachim war vor dem Kamin stehen geblieben; er sah den blauen Flämmchen, die Irlichtern gleich aufhüpften und schwanden, zu und wand den Bart zerstreut um den Finger.

Dann nickte er plötzlich, als sei er zu einer bestimmten Anschauung hindurchgedrungen.

„Ich fürchte nur, Ilse wird unter dem närrischen Zeug um ihr gesundes Gefühl, ihre frischen Farben kommen,“ sagte er gelassen und ließ noch immer den Bart langsam durch die Finger gleiten.

Ein Geräusch oberhalb war zu vernehmen. Stühle wurden gerückt, Schritte wiederhallten.

Tante Sophie athmete auf; sie rollte sogleich die Arbeit um das Wollepäckchen, um Scheere und Fingerhut und zündete die Spirituslampe unter dem Theekessel an.

Eine große graue Rahe, die bis dahin auf dem weichen Fuchsfell im Kamin geschlafen hatte, erhob sich plötzlich, dehnte den schlanken Leib und schlich zur Thür.

„Ilse kommt, Puck erhebt sich,“ bemerkte Tante Sophie.

Wirklich trat Ilse im nächsten Augenblick ein. Sie sah blaß und angestrengt aus.

Sogleich nahm sie das „Schmeichellächchen“ auf den Arm, bedachte Joachim mit der freien Hand und einem trocknen „Guten Abend Better!“ und beugte sich auf Tante Sophies weiße Hände, die sie nach einander beide küßte.

„Es war wunderschön, Herzenstantchen,“ sagte sie mit einem träumerischen Aufschlag der dunklen Augen, „der Pfarrer hat ein Organ wie Musik und weiß so schrecklich viel!“

„Setz Dich nun zu uns minder Begabten und nimm eine Tasse Thee, mein Kind, es wird Dich erfrischen,“ mahnte Tante Sophie, die den Ton umzukommen wünschte, während sie die gelösten Haarsträhnen von der blassen Stirn des Lieblings strich.

„Danke, danke — ich bin gar nicht abgespannt! — höchstens ein wenig deprimirt über das Erkenntniß, wie — dumm ich bin!“

Sie lachte.

„Du hast mit der Abendpost eine Sendung Bücher bekommen“, fuhr Tante Sophie ein wenig zögernd fort, „da liegen sie!“

Ilse holte das Packet herbei und löste die Schnur.

„Philosophie des Unbewußten von E. von Hartmann,“ las sie halb laut den Titel des ersten, umfangreichen Buches. Es folgten dann noch einige andere.

Sie zog sogleich einen Stuhl herbei und begann zu lesen. Auf dem blassen Gesicht lag der Ausdruck prüfenden Ernstes; das Nachdenken und die Achtsamkeit grub eine kleine Falte zwischen den Braunen.

Um den harten Lippen des Betters suchte ein Lächeln, ein Gemisch von Heiterkeit und Ironie. Er sah mit gleicher Andacht ein Stück Zucker auf dem Boden seines Theeglasses schmelzen und — nahm dann auch eins von den Büchern in die Hand.

Lautlose Stille! bisweilen ein leises Knistern und Rascheln von umgewandten, fallenden Blättern.

Joachim war mit der Durchsicht seines Buches am raschesten zu Ende gekommen; der lächelnde Zug seines Gesichts war fort.

Tief ernst hielt er den Blick auf ein Bild gerichtet, das dem Kamin zur Seite hing.

Es war Ilse aus den Kinderjahren.

Ilse wollte den tief ernststen Blick nicht sehen.

„König Linkwoß sitzt heut' wie zu Großmutter's Zeit mit seinem dünnen Pops und schneidet eine Grimasse, Better,“ sagte sie und deutete auf den Ofenschirm, „was geht Dir denn im Kopf herum? willst Du Landrath werden, Better?“

Sie lachte unbeirrt, ob ers übel nehmen mochte oder nicht.

Sie rollte auch sogleich einen Fauteuil an den Kamin und setzte sich dorthin — allein.

Bequem zurückgelehnt, die kleinen Füße gegen den Bronze- rand gestemmt, sah sie dem ausgestopften Reiher in die todten grünen Augen — und überließ es den beiden andern, ein Gespräch zu führen. Sie hing mit der Erinnerung an der wunder- schönen Stunde, die verfloßen war.

Die Situation änderte sich erst, als Joachim plötzlich auf- stand, ein paar mal schweigsam durchs Zimmer ging und rasch entschlossen Tante Sophie einen guten Abend wünschte.

„Willst Du schon gehen?“ fragte Ilse, sich erhebend, naiv. Joachim nickte nur.

Er nahm eine frische Cigarre aus seiner Cigarrentasche und schnitt die Spitze mit einem eigenen Scheerchen ab; Ilse holte ein Zündhölzchen herbei und brannte es an.

So thaten beide stets vor dem Abschiede. In das Ge- wohnte schlich sich auch heute nichts von der eigenen Differenz.

Ilse war natürlich und liebenswürdig; und nach der ersten Probekampfwolke, ob die Cigarre auch brenne, küßte Joachim ihr die Hand.

Sie reichte ihm noch Mütze und Reitpeitsche und hielt beides, während er die Handschuhe anzog.

Dann begleitete sie ihn hinaus.

Draußen stand Frau Flint, die den Verlauf der Dinge ganz genau kannte, mit einem Tuch und wollte es Ilse um die Schultern legen.

Ilse lehnte es ab, ihr war hinreichend warm.

Eine Ziminacht regte die dunklen, durchsichtigen Flügel. Fernerhin am Wiesenrand verdämmerten die Weiden in blaue Nebel. Purpurne Streifen malten sich im Westen auf eine graue Wolkenwand, als breche eine glühende Lohe hindurch. Die letzten Rüche zogen beim schlicht melodischen Geläute ihrer Glocken herein.

Einer von den Leuten führte den Braunen sogleich aus dem Stall.

Ilse klopfte ihm liebevoll den schlanken Hals und der Braune kannte die weiche Hand; er wandte den Kopf und sah Ilse mit klugen, treuen Augen an.

Joachim hatte den Bügel ergriffen und reichte ihr vom Pferde herab die Hand; er hielt plötzlich die ihre fest. Ein helles Roth durchschloß die braune Haut und mit dem hellen Roth flog ein Zug von Entschlossenheit über sein Gesicht.

„Kenne es, wie Du willst“, fing er bedächtig an, „meinet- wegen Grille — Ungemüthlichkeit — Eifersucht; aber Vorlesungen wie die heutige, ennuyiren mich.“

Ilse hatte ihm verwundert steif ins Gesicht gesehen und lachte jetzt — ein halblutes, frohlockendes Lachen, aus dem helle Funken Uebermuths sprühten.

„Thu' mirs zu Gefallen und — gib die Vorlesungen auf“, fuhr er rascher, erregter fort.

Ilse entzog ihm die Hand; sie trat einen Schritt zurück.

„Nein“, sagte sie bestimmt, „darauf mußt Du verzichten.“

Ein wortloses Auseinandergehen der beiden Jugendgespielen, Ilse blieb noch ein paar Augenblicke stehen und sah dem Better verdrossen nach. Der schaute nicht zurück.

Ilse war allein in ihrem Zimmer, saß vor der offenen Schreibtischplatte. Gesättigt rothes Licht fiel durch den breiten Lampenschirm auf ein Duzend unbedeutende Gemälde an der Wand, Fertiges und Unfertiges, Gutes und Schlechtes.

Eine Photographie im Bronzerahmen war Joachims ritter- liche Gestalt in der Uniform der Kürassiere, unter denen er dem Kaiser und dem Vaterlande gedient, die Hand fest auf das Ge- fäß des Säbels gelegt.

Eine zweite Photographie war Josephine von Schönburg, eine dunkle, gereifte Mädchengestalt, einen kalten Zug um den schönen Mund, der der ganzen Welt zu trotzen schien. Ein auf-

wärts gerichteter Pfeil mit der Umschrift „durch!“ — leicht hingeworfen mit der Feder — drückte wohl die Lebensanschauungen des Originalen aus.

Im Uebrigen lag und stand Alles auf dem Schreibtische umher — Bücher, Journale — dazwischen kleine Antiken — dies und das.

Im Zimmer wars ebenso, aller Ordnung zum Pöffen. In-
dessen — Ilse liebte es so.

Den Kopf in die Hand gestützt, mit heißen Wangen und schlaftrunkenen Augen las sie „Die Philosophie des Unbewußten“ — — ließ endlich die Blätter des dicken Buches prüfend durch die Finger gleiten.

„Dies Buch hatte Josephe in zwei Nächten durchgelesen, wußte Vieles auswendig daraus.“

Die Prüfung schlug sie nieder, verstimmte sie, reizte sie zu größerer Anstrengung.

Sie sah nach der Uhr.

„Erst Mitternacht.“

Der Nachtwind flirrte mit den Jalousien; ein Nachtvogel schrie.

Sie überhörte es; sie gabs nicht auf, sich zum Verständniß durchzuringen; sie las und las.

Noch einmal sah sie nach der Uhr.

Sie lehnte zurück, das Gelesene zu durchdenken — — die müden Augen fielen zu — — die Vorstellungen flossen ineinander — — entflohen — — —

„Gnädige Baronin!“

Ilse fuhr erschreckt empor und rieb sich verwirrt die Augen. Es war die Stimme der Flint; sie klopfte ein und noch ein zweites Mal.

„Gnädige Baronin; — ein Brief!“

Der helle Tag goß Licht und Sonne in die Fenster.

Sie war also auf dem Stuhl vor dem aufgeschlagenen Buche eingeschlafen? — wie beschämend der Gedanke. —

Wirklich wars ein Brief von Josephin.

Sie schrieb:

„Du Süße — Einzige! —

Deine Josephe benutzte eine entzückende Nacht, um mit Dir zu plaudern. Mehrere Sterne am Himmel denn je! Rosenduft über Rosenduft fluthet mir ins Zimmer. In solcher Nacht schwärmen die holden Geister: Liebe, Sehnsucht! Ein Wehe über alle Duzendmenschen, die den Zauber einer bestirnten, rosen-
durchdufteten Nacht in Frieden verschlafen, ja schnarchen können! Sind sie zu beneiden — diese Duzendmenschen? Ja, sie sind! alle sind, die das Haupt nicht höher heben als der Nachbar, die keine feinere Haut zum Markte des Lebens tragen als der Nachbar.

Weshalb bist Du von mir gegangen, Du einzig Süße? wir verstanden uns doch so gut! Deine Josephe sehnt sich krank nach ihrem Liebling, nach seinen schönen, unergründlichen Augen, nach dem lieben Gesicht!

Weshalb? — Jetzt mußt Du in Deinem langweiligen Brüssol schmachten, mußt dem Vetter Landwirth die Zeit vertreiben, — weil es „Papa“ so will. Du Aermste! Trägt der Herr Vetter auch Stulpenstiefel und raucht er eine abscheuliche Pfeife? Laß Dich nicht zu Tode langweilen, Schatz! Ein langweiliger Mann ist eine Todesstrafe für eine kluge geistvolle Frau.

Da fällt mir ein — Du willig Herz und offen Ohr für Deiner Josephe Leiden und Freuden! — Stephan ist Gott sei Dank jeden Abend in unserm Haus.

Wir lesen den — ersehnten Homer! Ich treibe Stephan zu Lieb Griechisch mit rasendem Fleiß. Von seiner Hand geführt, wird mirs so kinderleicht! Seine Augen haben für mich eine erleuchtende Kraft — —

Ilse ließ die Hand mit dem Brief auf die Platte des Schreibtisches sinken und blickte hinaus — gerade auf den Gunderower Thurm.

Sie dachte an den Pfarrer.

Barwalde und Brüssow — Schloß Brüssow, wie's die Leute nannten, ein schlichter grauer Bau, dess' Vornehmheit auf der Familie beruhte, in deren Besitz es seit grauen Jahren war, lagen zu dicht bei einander, als daß das Leben der Bruderkinder, des Veters Joachim und der Waise Ilse nicht mit einander verflochten worden wären.

Sie fuhren, ritten, segelten vertraulich — Ilse bis in ihr siebzehntes, Joachim bis in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr hinein, ohne daß eins um des anderen Zuneigung besorgt gewesen wäre. —

Es verstand sich in aller Augen geradezu von selbst, daß ihrer beider Schicksal zu einem verschmelzen würde, und ihr Verhalten entsprach auch dem.

Joachim liebte seine schöne Waise mit der soliden, stillen Zuneigung, die nie viel Worte und Wesens von sich macht. Seine prunklosen Huldigungen und Mitterdienste geschahen unausgesetzt und Ilse nahm sie an. In ein tieferes Gefühl hatte sich die Gewohnheit gleichsam beruhigend gemischt. Ihrer Eifersucht war niemals eine Probe gestellt. Der Gleichschritt des Verkehrs hielt jede Leidenschaft in Bann und Acht. Indes sie — l'homme propose et Dieu dispose und die großen Entscheidungen hängen zumeist von kleinen Anlässen, von Zufällen ab.

Frau von Schwahn, in der Familie kurz Tante Sophie genannt, eine entferntere Verwandte des Hauses, kam nach Jahren einmal nach Brüssow, um den Sommer hier zu verleben. Die Witwe eines höheren Staatsbeamten, nicht unvermögend, verwöhnt, leichtlebig, in allen Umgangsformen vollendet, voll regen Interesses für alles die Zeit Bewegende, übertrug sie die Atmosphäre der großen Welt, die großen und kleinen Ansprüche der Gesellschaft in das einfache, schlichte Haus. Mit lebenswürdiger Offenheit hatte sie an dem Haushalt, an der Einrichtung der Zimmer unausgesetzt zu tadeln, änderte in einem fort.

An ihrer schönen Nichte ließ sie nur eins: ihre Schönheit gelten. —

„Im Uebrigen — ein Gänschen!“ sagte sie, „das noch erschrecklich viel zu lernen hat, um seines Namens und seiner Stellung willen.“

Es währte denn auch gar nicht lange, so war der Vorschlag und in diesem Abhülle da.

„Ilse muß in ein vornehmes Pensionat, unter die Hand einer weltgewandten Frau, die den köstlichen Diamant zu schleifen versteht, daß sein verborgenes Licht leuchte und zur Geltung komme“, entschied Tante Sophie.

Der Vorschlag war so übel nicht.

Er hatte viel Verlockendes für Ilse, deren Eitelkeit die Augen öffnete, wie ein aus dem Schlaf aufgeschrecktes Kind. Baron Eberhard, Ilsens Vater, erwog ihn eine ganze Woche und stimmte ihm endlich im guten Glauben an die bessere Einsicht seiner Schwägerin bei.

Nur einer leistete beharrlich Widerstand: es war Joachim. Wußte er auch nichts weiter dafür geltend zu machen als die einfache Erfahrung: erst die Gesundheit und darnach alles Andere, so vertheidigte er den uralten Grundsatz gegen die modernen Anschauungen doch mit Nachdruck und mit vieler Geduld.

Was half's?

Tante Sophie klappte achselzuckend ihren Fächer zu und sagte mit besiegendem Lächeln:

„Mein Lieber — das verstehen Sie nicht!“

So war's entschieden.

Ein grauer Herbstmorgen lag über Brüssow, als Ilsens Koffer auf den Wagen gehoben ward.

Joachim schlug die Thür hinter ihr zu und sie lachte ihm unter Thränen zu.

„Ich bleibe nur zwölf Monate“, flüsterte sie, „die sind rasch um; dann bin ich wieder hier.“

Aus einer Wolke zart grauen Schleiertülls nickte und grüßte sie ihm noch zu aus weiter Ferne, bis endlich der Wagen hinter der herblich gelben Hecke verschwand. Ilse war fort, war in einem vornehmen Dresdener Pensionat.

Der erste Brief lief ein — sechs Seiten eng beschrieben; sie klagte leise über Heimweh. Die Lust, das Licht, die süßen Stimmen der Natur — sie fehlten ihr. Sie hatte mancherlei an den Vetter zu bestellen: er sollte den Sturmvogel, ihr Boot, hübsch in Uebung halten, sollte die junge Linde nicht aus den Augen verlieren und die Buchstaben in der frischen Rinde. Ob sie wohl übers Jahr noch zu erkennen seien?

Und die Zeit ging hin. Die Briefe wurden kürzer, waren oft in großer Hast geschrieben aus Pflichtgefühl; sie wurden seltener — immer seltener.

Joachim las sie mit immer verstimmterem Gesicht.

„Ich habe alles vorausgesagt“ — es war das einzige, was er als Bemerkung dazu gab.

Und doch hatte es fast jedesmal unerquickliche Anseinerseitzungen in der Familie zur Folge.

Josephine von Schönburg war in Isens Lebenskreis getreten; Ilse schwärmte für die Freundin; sie pries dieselbe überschwänglich.

„Ihr solltet sie nur kennen, — meine Josephe, den Ausbund von Schönheit, Geist und Klugheit — ein entzückendes Geschöpf — ganz unvergleichlich! Ueberhaupt — die Schönburgs —!“

Und dann kam der Brief mit der stürmischen Bitte: „Gönne mir noch diesen einen Winter hier zu leben — Papa!“

Aus den zwölf Monaten wurden achtzehn. — Die Heimath schien dem feinen, lebhaften, gastreichen Hause der Schönburgs gegenüber nüchtern und farblos, wie märkischer Sand.

(Fortsetzung folgt.)

Josephe zog Ilse, das harmlose Kind, in den Bannkreis einer gefährlichen heißen Schwärmerei für ihren Vetter Stephan Langen, seines Studiums Jurist, einen verschlossenen Menschen von interessanter Häßlichkeit, der Ilse bei der ersten Begegnung durch die Frage: „Haben Sie F. uerbach gelesen, meine Gnädigste?“ in „gräßliche Verlegenheit“ gestürzt hatte.

Die zungenfertige Josephe eröffnete der holden Einfalt Ilse eine nebelhafte Perspektive von dem, was das Glück zweier Menschen bedinge. — Genug — im Erker, in den Dämmerstunden begriff es Ilse völlig klar, daß Vetter Joachim, der Landwirth, der Barbar, ein mäßiger Gott für eines Mädchens Anbetung sei, daß er zu ihr — ganz und gar nicht passe.

* * *

Postlagernd.

Novellette von Agnes Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

„Für zwei Mark Zehnspfennigmarken.“

„Eine Postkarte, bitte.“

„Fünf Invalidentätymarken à 20 —“

„Drei Weltpostkarten.“

Mit der durch die Fülle der Geschäfte bedingten Eile reiche ich alles Verlangte aus meinem gläsernen Verschlag heraus, streiche Geld ein, schreibe Postscheine aus, buche, klebe, trenne ab, stempelt, und versäume dabei nicht, prüfende Blicke auf die sich mir entgegenstreckenden Hände zu werfen.

Was für Hände hab' ich nicht zu sehen bekommen, seit ich meinen Dienst als Postsekretär versee! Wohlgepflegte, charaktervolle Männerhände; die breiten Lagen von Arbeitern, rissig, schmierig, mit abgewetzten Nägeln! grobe Dienstbotenhande neben den Ragenspfötchen der halbeleganten Damenwelt; die Hände moderner Märtyrer und Madonnen; lose, weiche Kinderhändchen, spielrig tastend; Frauen- und Mädchenhände, deren Handschuhe allein schon Geschichten erzählen. Längst hab' ich mich daran gewöhnt, im Gesicht eines Menschen nur zu forschen, wenn mich seine Hand interessiert.

„Sind wohl Briefe da, poste restante K. 100?“

Eine milde Hand im abgewelkten, vielgeflickten Handschuh streckt sich mir entgegen. Ich reiche etwa ein Duzend mehr oder weniger vornehm aussehender Couverts aus dem Schalter heraus. Eine Gouvernante oder Stütze der Hausfrau, die ihr jetziges erprobtes Glend mit einem neuen unbekanntem vertauschen möchte.

Eine silbergrau gantirte Herrenhand schiebt einen Stoß von Briefen vor mich hin. Elegante Briefe, über Hundert sind es wohl. Ah — Verlobungsanzeigen. Ich blinzele aufwärts und sehe ein kantiges Gesicht, ohne Jugend, mit gesucht vornehmem Ausdruck. Ein Streber vermuthlich, der endlich das ersehnte Goldfischchen gefangen hat.

Die stumpfen Finger eines „Zweijährigen“, eine dralle Köchinnenhand, die ordinäre, mit Ringen überladene Lage eines Emporkömmlings reizen mich nicht, aufzuschauen. Mechanisch werke ich meine Obliegenheiten weiter ab. Immer dumpfer und staubiger wird die Luft um mich her.

Da weht mich ein Duft an, süß und frisch wie der Hauch des Frühlings, der draußen den alten Kastanienbäumen am Quai die Blüthenkerzen angezündet hat. Ein Händchen, dessen feine Haut durch das leichte Handschuhgewebe hindurchschimmert, legt sich unsicher auf das vom Gebrauch spiegelblank polirte Brett vor mir. In überstürzter Kinderverlegenheit und erzwungener Festigkeit sagt eine zarte Stimme: „Wenn Sie die Güte haben wollten, nachzusehen — — Vielleicht ist ein Brief da, postlagernd, L. M. 55.“

Diese Umständlichkeit! Natürlich ein Neuling am Schalter! Ich blicke auf. Etwas unsäglich Rosiges, Zerliches, Goldblondes sehe ich, ein beschämtes Gesichtchen unter einem dustigen, kaum faustgroßen Hut. Hell umschmiegt ein schlichtes Lächeln den schmalen Oberkörper der Kleinen. Gerad' über dem jungen Herzen trägt sie einen Veilchenstrauß, der dustet — dustet —

„Also L. M. 55,“ wiederhole ich, scharf accentuirend, um mir die Wonne des Schauens, des Athmens zu verlängern. Sie nickt. Und eine neue Bluthwelle färbt ihr Gesicht.

Ich greife in das Fach für postlagernde Sendungen, suche zerstreut, weil ich den Blick von ein Paar so holden Augen auf meinem Gesicht ruhen fühle. Endlich habe ich gefunden. Mit einem zärtlichen, weichen Lächeln, das einer Liebkosung gleicht, empfängt die Kleine ihren Brief. Wie sie mich anschaut! Als hätte ich ihr etwa die Welt nebst den umliegenden Ortshäften geschenkt. Dann wendet sie sich um — Flügel scheinen sie hinauszutragen, sie, den Frühling in den Frühling.

Aber der süße Duft bleibt bei mir. Als ich Abends den Schalter schliesse, bemerke ich, daß die Kleine ihre Veilchen verloren hat. Sie liegen am Boden, langsam die Luft parfümirend. Ich nehme sie mit mir . . .

Von da an kommt meine liebe Freundschaft zweimal in der Woche. Zutraulich wie ein junges Vögelchen flattert sie auf einen Augenblick herein, zwitschert ihre frohe, kleine Frage und ist verschwunden. Mit einem verhaltenen Zauchzen begrüßt sie jedesmal den Brief. Was mag er enthalten? Das zärtliche, thörichte Geschwätz verliebter Jugend, keine erniedrigende Heimlichkeit! Die Kleine wird die streng gehaltene Tochter irgend eines Subalternen sein. Er, dem sie ihr Herzchen geschenkt, mag noch nicht in der Lage sein, einen ernsthaften Antrag zu vertreten, da hat sie sich mit ihrem Geheimniß unter die Flügel jener weltbeherrschenden Macht versteckt, die schon so vielen unschuldigen und sündigen Herzen Zuflucht gewährte.

Ein paarmal hab' ich Gelegenheit, die winzigen Händchen unverhüllt zu sehen. Händchen zum Liebkosen, Streicheln, Blumenpflegen veranlagt, mit lieben, rosigen Fingerspitzen. Einen schmalen Keif bemerke ich, mit einem länglichen, blaffen Perlchen daran, das einer Thräne gleicht. Sonst trägt sie keinerlei Schmuck, nur Blumen, wie sie die vorschreitende Jahreszeit bringt, Nelken, Rosen, Fuchsien, Reseden. —

Als die Sterne der Aftern beginnen sich zu entzünden, kommt ein Tag, an dem die Kleine vergeblich nach einem Briefe fragt. Wie nachdenklich sie sich entfernt! Am folgenden Morgen, als ich den Kanal entlang meinem Postamt zuschreite, sehe ich sie unter den großen Kastanienbäumen auf und nieder gehen, das Kinn auf der Brust, betrübt, ängstlich, erwartungsvoll.

Schlag acht Uhr steht sie vor mir am Schalter.

„Leider nichts da, mein Fräulein.“

Sie geht, um nach einer Stunde wiederzukehren. Abermals muß ich die Achseln zucken. „Vielleicht bringt die Zehn-Uhr-Post den erwarteten Brief,“ tröste ich.

Sie lächelt, weil sie nicht weinen darf. „Ich kann erst am Abend wiederkommen. Wenn Sie mir den Brief gut verwahren möchten,“ bemerkt sie naiv.

Aber auch der Tageschluß bringt nicht die ersehnte Nachricht. Ein schweres Gewitter geht draußen nieder. Unter

Donner und Blitz, in triefenden Kleidern, kommt die Kleine. Vergeblich. Gott weiß, aus welcher Gegend sie sich in den fashionablen Westen schleichen mag, wo sie vermuthlich keine Bekannten hat.

Erst am dritten Tage bin ich in der Lage, wieder Sonnenschein auf das liebe Gesichtchen zu zaubern. Ein kleiner lustiger Vogelschrei: „Etwas da? Wirklich?“

Und dann füllen sich die tiefen reinen Kinderaugen mit Thränen, Freudenthränen.

Diesmal wird der Brief nicht uneröffnet wie sonst in's Freie mitgenommen. Die zierlichen Füßchen trippeln hinüber zu einem der Schreibpulte des Postamts. Mein Liebling senkt das sonnenblonde Köpfschen zum Lesen, sammelt dann gewissenhaft als seien es Kleinodien, die Fäden, des zerrissenen Couverts, nicht mir so froh zu und schlüpft hinaus.

Von jenem Tage an ist die Regelmäßigkeit des brieflichen Verkehrs aufgehoben. Unter versengender Gluth verabschiedet sich der Spätsommer. Meine kleine Rose, — so nenn' ich sie heimlich, — fängt an zu welken.

Wie ihr die Angst aus den Augen leuchtet, wenn sie zum Schalter kommt, um ihre schüchterne Bitte zu stammeln: „Bielleicht sehen Sie noch einmal recht genau nach!“ Wie sie zusammenzuckt unter meinem abschlägigen Bescheid!

Und schließlich bleibt sie ganz fort.

Das Fieber der Sehnsucht nach dem holden Kind ergreift mich, verjagt mir nächtlicherweile den Schlaf. Ich fühle, die junge Menschenrose in ihrer süßen Makellosigkeit ist etwas sehr Gutes, Keines in meinem Leben gewesen. O, wie ich warte, warte, daß die blauen Augen noch einmal hinein leuchten möchten in meinen staubigen, poesielosen Arbeitsraum, — ein letztes Mal!

Es ist tief im Herbst. Finster und traurig gleiten die Wolken über den Himmel. Auf den Wassern des Kanals liegt eine goldigrothe Decke, das abgefallene Laub der Kastanien.

Fahl bricht die Dämmerung herein. Gespenstisch kämpft das sterbende Tageslicht mit dem Geslacker der grellen Gasflammen über dem Schalter.

Auf mir liegt's schwer. Eine arme Alte hat mit zitternden Händen aus ihrem schmalen Geldbeutel die letzten Groschen zusammengesucht, um einen dicken Brief nach Amerika frankiren zu können. Ich schiebe das Geld zurück. „Wir nehmen's einmal so mit.“

Eine spärliche Thräne drängt sich aus dem Augenwinkel des Mütterchens. Ich schaue ihr sinnend nach. An der Thür karambulirt sie mit einer jugendlichen Gestalt.

Ein Kuß geht mir durch den Körper.

Sie ist's. Die Kleine. Aber wie verändert! Der Rosenkranz auf ihrem abgetragenen Hütchen ist nicht weißer als ihr Gesicht. Eine verzehrende Sehnsucht leuchtet aus ihren Augen. Müde schleppt sie sich zum Schalter: „Es ist wohl etwas da?“ Wie ein unterdrückter Angstschrei klingt. Ihr ganzes Wesen drückt leidenschaftlich gespannte Erwartung aus.

„Ich werde nachsehen, fürchte aber, mein Fräulein, —“ Sie legt die Hände zusammen.

„Es muß, muß ja ein Brief da sein!“

Wahrhaftig. Sie hat Recht. Ein mageres leichtes Briefchen mit dem Poststempel Hamburg kann ich ihr aushändigen. Sie lächelt, wie ein Mensch lächelt, den nichts mehr freut, und tritt an das Stehpult.

Ich neige mich über meine Bücher.

Da — — ein ächzender Wehelauf, dann etwas, wie das Niederrauschen eines welken Blattes. Der Brief ist's, den sie hat fallen lassen wie etwas, das sie nichts angeht, das nicht zu ihr gehört. Mich schaudert. Ich wage es, sie anzusehen. Die Jugend und die Freude sind für immer fortgewischt von diesem Gesichtchen. Ein wandelndes Steinbild schreitet sie hinaus. Ich blicke ihr durchs Fenster nach. Sie geht geradeaus über den verkehrreichen Damm, wie Jemand, der nicht hört, nicht sieht, der keine Furcht mehr kennt, kein Ziel mehr hat. Ich bin ganz allein in dem kleinen Postamt, sonst würd' ich ihr nachhelfen. Aber der Dienst, die Verantwortung. — Schon treten Menschen ein, ich habe an meine Pflicht zu denken. Den Brief hab' ich

hastig an mich gerissen. In fiebernder Hast erwarte ich den Schluß meiner Arbeitszeit. Endlich schlägt die ersehnte Stunde. Ich stürze hinaus auf die in grellem Laternenschein liegende Straße und folge dem Lauf des Kanals in der Richtung, die das verlassene Kind genommen. Stundenlang treibe ich mich unter den seufzenden windgeschüttelten Bäumen umher, — maßlos gepeinigt von der Vorstellung, daß irgendwo auf der schwarzen Fluth zwischen den schwimmenden Blättern ein sonnenblondes Köpfschen austauchen werde — —

Die Nacht bricht vollends ein. — Ich schelte mich thöricht — die Kleine wird längst im Bettchen liegen. Zögernd, ungerne trete ich den Rückweg an. Als ich daheim meinen Dienstroß ablegen will, mahnt mich ein Knistern in der Brusttasche an jenes unselige Dokument, das ich an mich genommen habe. Ich entfalte es und trete zur Lampe.

Eine fade alltägliche Handschrift. Duzendwaare. Kein Datum, keine Adresse. Als Unterschrift: „Dein Franz.“

Ich beginne zu lesen:

„Liebe kleine Maus! Deine von großer Energie zeugenden Zeilen habe ich erhalten. — Es war übrigens recht unvorsichtig von Dir, direkt an mich zu schreiben. Wie hast Du nur meine Adresse herausbekommen? — Ich soll Dir also knapp und klar sagen, wie Du mit mir daran bist. Liebe Taube das weißt Du doch längst, ich hab' Dir ja im Sommer hundert Mal davon gesprochen! Mein Herz wird Dir immer gehören. Daß unsere Träume von Altar und eigenem Heim zerfließen müssen, das ist eben Traumesart. Ich bin ein Herr von Habenicht's, der noch dazu Schulden wie Hagel hat, Du stammst aus derselben weitverbreiteten Adelsfamilie, ergo — von Lust und Liebe kann man nicht leben. Freilich hoffte ich mein Staatsexamen machen zu können und danach eine Anstellung finden. Aber inzwischen habe ich eingesehen, daß meine Kenntnisse höchstens zum Durchrasseln ausreichen würden. Du hast mich arg viel Zeit und Denken gekostet, geliebtes Blondköpfschen! Noch eins. Da Du mich um knappe, unverhüllte Wahrheit angeht: ich stehe im Begriffe, mich mit einer reichen ältlichen Wittve zu verloben. Die kolossale Zerfahrenheit meiner Verhältnisse verlangt gebieterisch eine Rangirung. Ich kenne Dein starkes Herz, Deine himmlische Zuneigung, darum theile ich Dir das für uns beide so traurige Ereigniß ohne schonende Vorbereitung mit. Für unsere Liebe ist's ja schließlich ganz gleich, ob ich ledig bin oder nicht. Nach meiner Heirath lasse ich mich in Berlin nieder, dann können wir uns über Alles aussprechen und ich küsse Dir die Thränen fort. Bis dahin leb' wohl, sei stark und muthig und vergiß nicht Deinen Franz.“

Ich bringe Dir auch etwas Hübsches mit. D. D.“

Das Blut in den Adern wird mir kalt, während ich diese faden jämmerlichen Bekenntnisse eines Elenden lese. Wie einen tollen Hund hätt' ich den Buben niederschießen mögen! Aber wie soll ich ihn ausfindig machen! Woher soll ich das Recht leiten, ihn zu züchtigen, ich, der Beamte, der Verschwiegenheit im Beruf gelobt hat? O, daß es eine Justiz gäbe, feinsichtig genug, um jene ecklen Verbrechen zu erkennen, die in das Heiligthum, das man Menschenherz nennt, einbrechen, um dort Raub zu verüben an alle edelsten Besitzthümer!

Der Morgen findet mich noch bei der qualmenden, verlöschenden Lampe. Ich hab' mir das Hirn wund gedacht, um einen Weg zu finden, der mich zu jenem Schurken hinführt. Ein grimmiger Schmerz wühlt in meinem Innern — ich fühl's an diesem Schmerz, sie ist todt, die holde Kleine, die ich zuletzt gesehen, einen Kranz weißer Rosen über der Stirn — —!

Wie von Wahnsinn befangen durchleb' ich den Tag.

Abends lese ich in der Zeitung, daß in der Nähe der v. d. Heydt-Brücke die Leiche eines etwa achtzehnjährigen Mädchens angeschwemmt worden sei. Die Beschreibung paßt

Mir sinkt der Kopf auf die Brust. Ich wußt' es ja! Arme Kleine! Unbefleckt von Erdenstaub hat sie ihr weißes Ehrenkleid gerettet — — —

Gebrochen schlepp' ich mich nach Haus.

Die Beilchen hol' ich hervor, die Beilchen, die sie getragen, als ich sie zum ersten Male sah. Grau und verdorrt sind die Blumen — verweht ihr Duft, wie der Liebestraum eines Menschenherzens, der sommerlang gewährt, getäuscht, getrogen — —